TAXI

durch die blauen Stunden der Nacht

Gino Tavernini

Taxi durch die blauen Stunden der Nacht

Vorwort

Als Bildhauer und Multimediakünstler, lebe und arbeite ich in Deutschland, in Hannover. Wie so viele andere Künstler bin auch ich gezwungen, zusätzlich zu meiner künstlerischen Arbeit einer Nebenbeschäftigung nachzugehen. Nach unterschiedlichsten Erfahrungen arbeite ich heute in Teilzeit als Taxifahrer.
Zu Beginn für Kliniktransporte von Tumorpatienten eingeteilt, habe ich mittlerweile die Nachtschicht mit ihrem ganz besonderen Publikum übernommen.
Es war mir ein tiefes Bedürfnis, meine Erfahrungen zu Papier zu bringen und hieraus sind insgesamt drei Geschichten entstanden. Fiktive, fantastische Geschichten, die dennoch ein starkes Band mit dem Erzähler verbindet. Geschichten, basierend auf Bruchstücken von Unterhaltungen, auf Erfahrungen oder besser noch auf Gefühlen Einzelner, die ich kennenlernen durfte. So vereinen die Figuren eine Vielzahl unterschiedlicher Persönlichkeiten in sich, einschließlich der des Verfassers.

Copyright: © 2014 Gino Tavernini
www.tavernini.eu
Titelseite von Gino Tavernini
Aus dem Italienischen von Stefanie Römer
www.literazio.de

Taxi nach Bergen-Belsen

Auf Fahrgäste wartend, stand ich mit dem Taxi hinter dem Bahnhof Hannover an dritter oder vierter Stelle, genau erinnere ich mich nicht mehr. Ich war aus meinem Wagen ausgestiegen und plauderte mit Lars, der hinter mir stand. Wir unterhielten uns über Gott und die Welt.

Da sehe ich plötzlich ein Mädchen barfuß in einem weißen Brautkleid aus dem Bahnhof heraus auf mich zukommen. Sie sieht mich an und fragt, ob das Taxi frei sei. Ihr Gesicht ist von zeitloser Schönheit, eine Naturschönheit, ohne jede Schminke. Eine Seltenheit, fahre ich doch sonst immer scharenweise diese Barbiepuppen durch die Nacht, die bis ins letzte Detail geschminkt sind. Sie ist jung, etwa siebzehn, achtzehn Jahre.

Unschlüssig weiß ich nicht, was antworten. Die ist doch verrückt, denke ich. Im Winter barfuß im Brautkleid. Was soll ich machen? Ablehnen, ihr sagen, sie soll zu einem anderen Taxi gehen?

In diesem Moment habe ich plötzlich einen Flash: der Film *Die Reifeprüfung*, die Szene mit Katharine Ross und Dustin Hoffmann, die im Bus abhauen. Vielleicht ist sie vor etwas davongerannt und will zurück nach Hause.

„Ja, ich bin frei!", erwidere ich. „Sie können sich nach vorne setzen, wenn Sie wollen."

Fast gleichzeitig steigen wir in den Wagen ein und sie sagt höflich: „Ich würde gerne nach Bergen-Belsen fahren."

„Entschuldigen Sie", sage ich, „aber lange Strecken lasse ich mir immer im Voraus bezahlen."

So halte ich es grundsätzlich, besonders aber im Fall dieser jungen Dame, der gegenüber ich gewisse Zweifel hege. Im Winter barfuß im Brautkleid! Das ist schon ziemlich seltsam und abgedreht. Auch wenn ich als Künstler durchaus Verständnis für

eine gewisse Extravaganz aufbringe, muss ich als Taxifahrer wenigstens ein Mindestmaß an Vorsicht walten lassen. Es wäre nicht das erste Mal, dass sich ein Kunde einfach so davonmacht oder schlicht nicht bezahlen kann, und ich brauche das Geld, um über die Runden zu kommen. Sie gibt mir Hundert Euro, ohne dass ich nachvollziehen könnte, woher sie die genommen hat.

„Ist das genug?", fragt sie mich.

„Ja", antworte ich, „das ist genau der richtige Betrag für Bergen-Belsen."

Ich schnalle mich an und bitte sie, ebenfalls den Gurt anzulegen. Dann fahren wir Richtung Autobahn. Mein Blick auf die Uhr zeigt mir, es ist schon nach Drei mitten in der Nacht. Da habe ich wohl Mist gebaut, denke ich. Hin- und Rückfahrt dauern jeweils eine Stunde. Hundert Euro für zwei Stunden genau zu der Zeit, wenn alle nach Hause wollen, die hätte ich auch bekommen, wenn ich in der Stadt geblieben wäre.

Ich bemerke, dass ihr kalt ist und frage sie, ob ich die Heizung höherstellen soll.

„Soll ich auch die Sitzheizung einschalten?"

„Ja, bitte!"

„Darf ich Ihnen eine Frage stellen?"

„Aber sicher."

„Was macht eine junge Braut nachts um drei an einem eiskalten Bahnhof?"

Sie wendet sich mir zu und sieht mich freundlich an.

„Ich gehe zurück", sagt sie. Da lag ich wohl richtig mit meiner Vermutung, denke ich insgeheim, sie ist vor ihrer Hochzeit davongelaufen und will zurück nach Hause. Mehr frage ich nicht, besser Diskretion wahren. Mittlerweile sind wir auf der Autobahn Richtung Hamburg.

„Haben Sie vielleicht etwas Musik dabei?" fragt sie.

„Aber ja, was hätten Sie denn gerne? Welche Richtung?"

Ich habe immer eine kleine Musikauswahl dabei. Nachts Musik zu hören ist mit das Schönste am Taxifahren, manchmal lässt es einen in andere Dimensionen gleiten.

„Balladen mag ich gerne."

„Da könnte ich Leonard Cohen bieten, gefällt Ihnen der?"

„Den kenne ich nicht. Lassen Sie mal hören." Dann fügt sie hinzu: „In unserer Familie haben alle musiziert. Ich habe gesungen und Viola gespielt. Was sind Ihre Lieblingsinstrumente, Streicher oder Bläser?"

„Früher mochte ich Streichinstrumente am liebsten, aber neuerdings bevorzuge ich Blasinstrumente. Der Klang der Bläser ist nicht so leidenschaftlich wie der von Streichinstrumenten. Ein viel reinerer Klang, weniger gefühlsbetont."

„Das stimmt", sagt sie, „aber im Gesang bleibt der Klang der Seele erhalten. Dort, wo wir jetzt hinfahren, haben sie mich ständig gezwungen zu singen."

Ich höre ihr zu, ohne nachzuhaken, wer sie gezwungen hat. Wenn ich beim Taxifahren etwas gelernt habe, dann sind das Takt und Zurückhaltung im Verlauf der Unterhaltung.

Inzwischen sind wir weiter auf der Autobahn Richtung Norden unterwegs, es herrscht kaum Verkehr und beinahe scheint es, als segelten wir auf ruhiger See durch die Nacht. Ringsum herrscht völlige Stille und durch das Dunkel schwebt die Melodie von *In My Secret Live* von Leonard Cohen.

„Ja", meint sie mit einem tiefen Seufzer, „es ist genau wie in diesem Lied, ich kann mich auch nicht aus der Vergangenheit befreien. Und genau das ist das Geheimnis meines Lebens. Darf ich Sie etwas fragen?"

„Bitte", sage ich.

„Haben Sie schon jemals das Gefühl gehabt, Ihre Vergangenheit nicht abschütteln zu können? Nicht in der Lage zu sein, über etwas hinweg zu kommen?"

„Ja“, sage ich. „Aber ich habe es aufgegeben, dort etwas erreichen zu wollen, wo meine Schwächen liegen. Heute konzentriere ich mich auf das Machbare, das ich voraussichtlich bewältigen kann. Und wenn ich müde bin, lasse ich mich von der Poesie entführen.“

„Von der Poesie?“, wiederholt sie.

„Ja, von der Poesie, von der Schönheit. Schluss mit Fragen und Problemen. Die Poesie stellt keine Fragen, gibt vielleicht noch nicht einmal Antworten, sie ermöglicht vielmehr künstlerische Versenkung.“

Sie schaut mich an: „Sind Sie Künstler?“

„Ja, ich bin Bildhauer.“

„Glauben Sie, die Kunst kann den Menschen erlösen?“ „Nein! Nein, das glaube ich nicht“, antworte ich. „Kunst kann höchstens starke Gefühle in uns auslösen. Schönheit vermitteln, das wahre Wesen der Reinheit, intensive Lebensgefühle, aber Erlösung des Menschen, nein! Was das angeht, müssen wir schon selbst an uns arbeiten, diese Arbeit nimmt uns keiner ab.“

Sie denkt darüber nach, was ich gerade gesagt habe.

„Ich habe alles verloren“, sagt sie, „alles, was ich hatte, alle meine Lieben. All die Liebe und Schönheit, von der Sie sprechen. Hier ganz in der Nähe. Damals war es auch kalt, kälter als jetzt. Jetzt herrscht draußen Winter, aber selbst wenn der Frühling seine ersten Blüten schickte, sie würden nicht aufgehen in der Wirrnis meines Herzen.“

Ich kann ihr nicht folgen und verstehe trotz ihrer klaren und präzisen Ausdrucksweise nicht, was sie meint. Währenddessen fahren wir von der Autobahn ab in Richtung Bergen-Belsen.

„Hier ist meine Liebe zerstört worden“, fährt sie fort, „hier im eisigen deutschen Winter. Ich habe das alles nie mehr vergessen können. Während unserer Hochzeit, genau zur Trauzeremonie, sind die schwarzen Teufel gekommen.“

Die schwarzen Teufel? Das fehlt jetzt noch, von wegen klar bei Verstand. Ich werde immer skeptischer. Gut, dass wir fast am Ziel sind.

„Ja, die schwarzen Teufel", nimmt sie den Faden wieder auf. „Sie waren komplett schwarz gekleidet in ihren Uniformen."

„Welche Uniformen?"

„Die Uniformen der SS. Sie brachten uns alle fort, rissen uns mitten aus der Trauung."

„Und wohin wurden Sie gebracht?"

„Sie haben uns hierher gebracht!"

Ich bleibe stumm, das alles ist so unwirklich. Im Gegensatz zu Hannover liegt hier viel mehr Schnee, es ist stockfinster und der Wald ist tief verschneit. Das kalte Licht des zunehmenden Mondes erleuchtet die unendliche weiße Szenerie. Jedes Mal, wenn ich in solche Landschaften eintauche, verliere ich mich in meiner Einsamkeit.

Sie schaut aus dem Fenster.

„Ach, wir sind ja schon da."

„Wie, schon da?", frage ich. „Wir sind hier beim ehemaligen Konzentrationslager und noch längst nicht in der Stadt."

„Richtig", sagt sie, „genau hier möchte ich aussteigen."

Ich halte an.

„Hören Sie, Sie können hier nicht aussteigen, da draußen liegt Schnee und Sie sind barfuß."

„So war es damals auch, lassen Sie mich hier heraus, bitte."

Ich lasse sie aussteigen und sie geht in Richtung des Lagereingangs. Ganz in Weiß mit ihrem Brautkleid inmitten des Schnees. Ich wende mein Auto so, dass sie im Kegel der Scheinwerfer bleibt, aber alles versinkt im Weiß und bald schon kann ich nichts mehr erkennen. Ich suche meine Taschenlampe, steige aus und versuche ihr nachzulaufen. Doch ich kann sie nirgends mehr entdecken.

Da betrachte ich den Schnee genauer und bemerke, dass es keinerlei Spuren gibt. Die einzigen sichtbaren Abdrücke sind meine eigenen! Verdammt! Das gibt’s doch nicht!

Und nun? Aufmerksam schaue ich mich um, aber nichts zu machen. Nur meine Fußabdrücke.

Jetzt gilt es ruhig Blut zu bewahren. Wenn ich die Polizei rufe, denken die bestimmt, ich bin verrückt. Los, sage ich mir, fahr einfach, hau ab. Hier kannst du eh‘ nichts mehr tun.

Während der gesamten Rückfahrt versuche ich vergeblich nach einer Erklärung. Das erzähle ich besser niemandem! Wer würde mir das schon abnehmen?

Zurück am Bahnhof, stelle ich mich wieder hinten in die Reihe. Jemand klopft an mein Fenster. Es ist Lars.

„Ciao, Gino“, begrüßt er mich. „Alles in Ordnung? Sag mal, warum bist du vorhin so plötzlich ohne Kundschaft weggefahren? Als wir mitten am Reden waren, ohne ein Wort zu verlieren? Musstest Du jemanden abholen?“

„Ja, ich hatte einen Auftrag. Einen Kunden, den ich einsammeln und zum Flughafen bringen sollte.“

Jetzt verstehe ich gar nichts mehr. Diese Geschichte mit der Braut…

Ich fahre nach Hause, esse eine Kleinigkeit und gehe ins Bett. Katrin, meine Frau, bemerkt mein Kommen und schmiegt sich wärmend an mich, bis ich endlich einschlafe.

Am nächsten Morgen, ich schlafe noch, fragt sie, ob sie zum Einkaufen Geld nehmen könne.

„Ja“, murmle ich noch halb verschlafen, „nimm die Geldbörse aus meiner Jackentaschen.“

Kurz darauf höre ich sie sagen: „Ich sehe, du hast gestern ja einen Hunderter eingefahren.“

„Wie, einen Hunderter?“, frage ich.

„Doch, zwischen den anderen Scheinen liegt ein funkelnagelneuer

Hunderter."

Ich schweige, denn der einzige Hunderter kam von der Braut. Noch immer bin ich so von den Geschehnissen überwältigt, dass ich mit niemandem darüber sprechen kann.

„Ach ja, ich habe eine ältere Dame nach Celle gefahren. Sie ist am Bahnhof eingestiegen. Sie hat mir ihre Geschichte erzählt. Ab und zu muss man auch mal Glück haben."

„Richtig", stimmt sie mir zu.

Mir geht mein Erlebnis nicht mehr aus dem Kopf, ständig muss ich daran denken. Einige Tage später, ich lese gerade während des Frühstücks Zeitung, fällt mein Blick auf einen Kurzbericht im Regionalteil. Im ehemaligen Konzentrationslager Bergen-Belsen hat die Aufsicht ein sorgfältig zusammengelegtes Brautkleid gefunden, mitten im zentralen Bereich einer ehemaligen Frauenunterkunft. Rätselhaft ist vor allem, fährt der Artikel fort, dass es weder Spuren noch eine Erklärung gibt, wie das Kleid dorthin gelegt wurde und, vor allem, von wem.

Mir fehlen die Worte: *In My Secret Life*.

Marianne

Ab und an, wenn ich mit dem Taxi hier hinter dem Bahnhof in eine andere Welt abgetaucht bin, denke ich an Marianne. Im Licht der bunten Neonreklamen herrscht ein reges Kommen und Gehen, Durchschnittsbürger neben bedauernswerten Unglücklichen, durch das Raster unserer Gesellschaft gefallen.

Marianne war eine Dame um die Achtzig, die mit einem dieser großen, flachen Einkaufswagen aus dem Baumarkt um den Bahnhof strich. Auf diesem Einkaufswagen befand sich, von einer Plastikfolie überdeckt, ihre gesamte Habe. Sie war eine Obdachlose.

Ich sah sie vor allem freitags- und samstagnachts, wenn alle abfeierten und sich volllaufen ließen. Mit einer kleinen Taschenlampe leuchtete sie immer auf der Suche nach leeren Flaschen in die Mülleimer. Weggeworfene Flaschen von Leuten, die sich etwas hinter die Binde kippen, bevor sie in die Disko gehen. Sie glühen vor, wie man bei Dieselmotoren sagt, werfen die leeren Flaschen weg und stets findet sich jemand, der sie einsammelt. Meistens Ältere.

Ich habe noch nie so viele Menschen Leergut sammeln sehen wie in letzter Zeit. Ihren Anfang hat diese Entwicklung - Ironie des Schicksals - mit dem deutschen Exbundeskanzler genommen, einem Sozialdemokraten, der überdies hier in Hannover wohnt.

Marianne war eine umgängliche Dame, zumindest mir gegenüber. Ab und zu lief sie an der langen Reihe der Taxis entlang, die hinter dem Bahnhof stehen und auf eine Fahrt warten, und bat um ein Almosen. Ich gab ihr immer etwas vom Trinkgeld meiner Fahrgäste ab, fünfzig Cent, einen Euro.

So hatte ich sie näher kennengelernt, als sie sich mit der Bitte um eine milde Gabe mit mir durch das heruntergelassene Fenster unterhielt.

Eines Tages fragte mein Chef mich, ob ich die Tagesschicht eines Kollegen übernehmen könne, denn ab und zu springe ich für jemanden ein, wohl wissend, wie zermürbend das sein kann. Jahrelang habe ich diese Arbeit gemacht, bei der man ausnahmslos mit Krebspatienten zu tun hat. Menschen, die auf das Taxi angewiesen sind, um zur Chemo- oder zur Bestrahlungstherapie zu kommen. Einen solchen Patienten begleitet man vier bis fünf Wochen, so dass sich eine Bindung aufbaut und man manchmal mehr Anteil an seinen Nöten nimmt, als einem lieb ist.

Wahrscheinlich liegt es in der Natur des Menschen, dem Taxifahrer Dinge anzuvertrauen, die man dem eigenen Partner zuhause lieber verschweigt, damit der sich nicht allzu sehr sorgt.

Sie sprechen über das Leben und den Tod.

Nach unzähligen Jahren mit solchen Patienten wurde es mir zu viel. Viele der Menschen, die ich ins Herz geschlossen hatte, verschwanden kurz darauf einfach und ihr Schicksal ging mir entschieden zu nahe. Zudem fiel mir auf, dass meine Kollegen im Lauf der Zeit abgestumpft und gefühlskalt wurden, um dem zu entgehen. Als Künstler wollte ich keinesfalls so enden, sondern mein Einfühlungsvermögen bewahren. Also beschloss ich aufzuhören und übernahm lieber die Nachtschicht mit ihrem Partyvolk und ihren Barbiepüppchen. Hin und wieder springe ich allerdings für einen Kollegen ein, so wie an diesem Tag.

Am späten Nachmittag sollte ich eine Patientin abholen und in eine Rehaklinik fahren. Beim Krankenhaus angekommen stellte ich fest, dass es sich um Marianne handelte. Offensichtlich war sie erfreut, in mir ein bekanntes Gesicht zu sehen, was ihr wohl entgegen kam.

„Verschwinden wir von hier“ sagte sie. „Bloß weg, ich halt‘s hier nicht mehr aus.“

Beim Auto angekommen, setzte sie sich nach vorne und sagte:

„Bind mich fest, bitte!“

Was hieß, ich solle sie anschnallen, denn sie konnte das Gurtschloss nicht finden.

„Klar doch“, antwortete ich, „ich liebe es, Frauen festzubinden.“

Sie sah mich an und brach in schallendes Gelächter aus.

„Aber doch keine so alten Schachteln wie mich!“

„Wieso nicht?“, erwiderte ich und sie lachte weiter.

Wir machten uns auf den Weg zur Klinik. Auf der Autobahn sprachen wir beide kein Wort, mir war nicht danach, auch wenn ich spürte, dass etwas in der Luft lag. Als sie plötzlich zu weinen anfing, wurde mir schlagartig klar, dass ich gerade in etwas hineingezogen wurde – und das behagte mir ganz und gar nicht.

„Weißt du“, sagte sie, „zwei Mal habe ich dem Tod mit geschlossenen Augen ins Antlitz geschaut. Ich war fest davon überzeugt, dass mich nichts mehr aus der Bahn werfen kann. Aber jetzt, wo mir der Arzt eröffnet hat, dass nichts mehr zu machen ist, fühle ich mich auf einmal, als hätte mir jemand einen Schlag in die Magengrube verpasst.“

Mir fiel keine passende Antwort ein, ich konnte doch schlecht sagen: „Nein, nein, alles wird gut, du wirst schon sehen!“

Stattdessen fragte ich: „Was meinst du mit ‚dem Tod zweimal ins Antlitz geschaut‘?“ Ich war mir nicht sicher, ob ich auf dieses Thema näher eingehen sollte, aber da fing sie schon an zu erzählen.

„Als Kind habe ich in Ostpreußen gelebt. Wir wohnten in einem kleinen Dorf im Hinterland des Frischen Haffs, einer spiegelnden und schimmernden Süßwasserlagune in der Danziger Bucht, in der ich immer schwamm. Was war das herrlich dort, noch heute bewahre ich in meinem Herzen wunderschöne Erinnerungen daran. Das war meine Heimat. Im Sommer besuchten wir immer unseren Onkel, einen

Bauern, es waren die schönsten Sommer meines Lebens. Die Wiesen, das Heu, die Pferde, ich war vernarrt in das alles.

Und dann errichtete eines Tages Hitler ganz in der Nähe sein Hauptquartier. Überall wimmelte es von SS-Leuten, für die Feldarbeit wurden Gefangene eingesetzt, die die gesamte Ernte verrichten mussten, weil es sonst keine Helfer gab. Einige von ihnen waren auch auf dem Bauernhof meines Onkels eingesetzt. Einer, sein Name war Sergej, mochte mich sehr.

Eines Tages kam es, weshalb auch immer, zu einem Wortgefecht zwischen ihm und einem SS-Wachposten. Der schleuderte ihn zu Boden und richtete sein Gewehr auf ihn. Er wollte Sergej erschießen! Da warf ich mich ohne nachzudenken als Schutzschild über den Gefangenen – ich, das Kind. Ich hörte den Klick, das Entsichern der Waffe. Wartete, mit angehaltenem Atem, eine halbe Ewigkeit. Und plötzlich verschwand der Soldat, ohne einen Schuss abgefeuert zu haben. Wer weiß, ob er es wegen meines blonden Haarschopfes nicht fertig gebracht hat, ein kleines Mädchen zu erschießen. Damals hat mich der Tod zum ersten Mal gestreift.

Gegen Kriegsende mussten wir alle fliehen und unser gesamtes Hab und Gut zurücklassen. Die Russen kamen.

Wir brachen zu Beginn des Jahres 1945 auf und waren gezwungen, den Weg über das zugefrorene Frische Haff zu nehmen, um auf die Frische Nehrung zu gelangen, die Halbinsel, von der aus wir weiter Richtung Westen ziehen wollten. Alle waren auf der Flucht, eine endlose Karawane von Wagen, Pferden und Massen von zerlumpten Menschen."

Während dieser Schilderung begann Marianne erneut zu weinen.

„Ich befand mich ziemlich weit vorne, zwischen zwei Pferden. Eins führte ich rechts am Zügel, das andere links. Hinter mir lief meine Familie. Es war helllichter Tag. Wir hatten den Strand der Nehrung schon fast erreicht, als plötzlich am Himmel ein russisches Flugzeug auftauchte, das von oben herab im

Sturzflug auf uns zuhielt.

Ich erinnere mich noch als sei es gestern, es flog so nah vorbei, ich konnte sogar das Gesicht des Piloten erkennen. Unsere Blicke kreuzten sich. Noch heute sehe ich jede Einzelheit vor mir, diesen Moment werde ich nie mehr vergessen!

Wie versteinert stand ich still, die Augen geschlossen. Ringsum hörte ich Schüsse und dachte, das ist das Ende! Doch endlich verschwand das Dröhnen des Fliegers hinter meinem Rücken und verebbte. Ich öffnete die Augen und sah, dass ich über und über mit Blut bespritz war, das Pferd zu meiner Rechten war tot, das zur Linken ebenfalls. Hinter mir ein Blutbad. Ich war die einzige Überlebende."

Eine lange Pause, tiefes Schweigen folgte, ohne dass ich gewusst hätte, was ich sagen sollte. Wieder einmal war ich Zeuge einer dramatischen Lebensgeschichte geworden worden, die mich tief berührte. Leider kann ich nie distanziert zuhören, mir gehen solche Geschichten derart zu Herzen, dass es mir beinahe die Kehle zuschnürt.

„Ich bedaure nichts", fuhr sie fort. „Ja, sicher, wir haben keine Kinder gehabt und nach dem Tod meines Mannes habe ich mich gehen lassen und bin auf der Straße gelandet. Allerdings hatte ich stets den Wunsch, den Sinn des Lebens, unserer Existenz, zu verstehen, wo mir meines doch zweimal geschenkt wurde. Karriere war mir nie wichtig. Kannst du das verstehen?", fragte sie.

„Und ob ich das verstehen kann", antwortete ich. „Karriere zu machen war für mich auch nie das oberste Ziel. Ich glaube, dass sich sogar der selbstloseste Philanthrop, voll und ganz einer humanitären Aufgabe verschrieben, am Ende fragen muss, ob dies wirklich der Sinn des Lebens ist."

„Genau! Siehst du, da sind wir uns einig. Aber jetzt muss ich nach allem, was mir der Arzt gesagt hat, die Kraft finden, um …" und ihre Stimme versiegte im Nichts. Doch ich konnte mir denken,

was sie sagen wollte, selbst für mich war die Angst mit Händen greifbar, wie sollte es ihr da gehen!

Deshalb schwieg ich, blieb einfach still.

Bei der Klinik angekommen, befand ich mich wieder einmal in einer Situation, die ich so niemandem wünsche. Abschied nehmen zu müssen - das war und wird nie meine Stärke sein!

Als Zeichen der Hoffnung überreichte ich ihr deshalb bei unserer Verabschiedung meine Telefonnummer für den Tag ihrer Entlassung, um ihr so auf meine Weise zu versichern, dass wir uns wiedersehen würden. Und sie meinte mit Tränen in den Augen: „Ja, gewiss doch, schauen wir mal."

Schon lange habe ich Marianne nun schon nicht mehr gesehen. Mir ist zu Ohren gekommen, dass sie eines Nachts friedlich entschlafen ist, und in diesem Moment habe ich gedacht: Wieder waren deine Augen geschlossen, als der Tod vorbeigeschaut hat. Auch wenn du versucht hast, dein Leben in ruhige Gewässer zu lenken, sind deine Erinnerungen doch immer wieder an die Oberfläche getaucht und haben Wellen geschlagen. Alles in allem war dieser Einkaufswagen mit deinen paar Habseligkeiten, den du immer vor dir herschoben hast, nichts im Vergleich zum Gewicht deiner Erinnerungen, die du hinter dir hergeschleppt hast.

Noch immer stehe ich in der Taxischlange und warte darauf, dass ich an der Reihe bin. Zu meiner Rechten die Mülleimer. Ständig schaut irgendjemanden auf der Suche nach Leergut hinein und ich muss an folgenden Vers denken: Glückselig die Armen ….

Von Glückseligen jedoch keine Spur. Manche Gesichter spiegeln eine gewisse Gleichgültigkeit wider, vermutlich diejenigen, die es gar nicht nötig hätten. In den Gesichtern der anderen aber, die vermutlich wirklich darauf angewiesen sind, entdecke ich abgrundtiefe Enttäuschung oder die gehetzten Blicke streunender Hunde. Von Hunden ohne Herren, nur haben sie stattdessen keine eigene Identität mehr. So leid es mir tut, Glückseligkeit kann

ich hier keine entdecken.

Und auf einmal schießt mir ein Gedanke durch den Kopf. Verdammt nochmal! Hör auf, die Dinge wie jemand zu betrachten, der im Dunstkreis des Katholizismus aufgewachsen ist, aus der Sicht eines Renaissancemalers. Nach fast vierzig Jahren in Deutschland hast du noch immer rein gar nichts kapiert! Schau dir die Welt doch einmal aus der Sicht eines Protestanten oder eines norddeutschen Dadaisten an. Mit ein klein wenig Abstand und Humor.

Goethe hat einmal gesagt, vor die Wahl gestellt zwischen Unordnung und Unrecht, entscheidet sich der Deutsche für das Unrecht. Also ordnet sich alles der Ordnung unter. So kann man es durchaus auch sehen.

Wie dem auch sei, aber… schau mal, schau dir den Blick, schau die Augen von dem da an! Schau genau hin! Was steht in ihnen geschrieben?

Eine Gruppe junger Leute kommt auf mich zu. Zwei stützen einen Dritten in ihrer Mitte, er ist so betrunken, dass er nicht mehr alleine gehen kann. Solche Situationen kenne ich zur Genüge und verriegle deshalb automatisch alle Türen von innen. Und sieh an, er kann sich nicht mehr zusammenreißen und übergibt sich wenige Meter vor dem Taxi. Als er fertig ist, fragen sie, ob ich ihn nach Hause bringen kann.

„Nein!“, antworte ich. „Nicht in meinem Taxi. Es wäre nicht das erste Mal, dass mir so einer ins Auto kotzt.“

Diese Ansage haben sie verstanden und klappern die Taxifahrer hinter mir in der Schlange ab. Da überkommt mich mit einem Mal abgrundtiefe Traurigkeit. Was soll das, was mache ich bloß hier, inmitten von Kotze, inmitten von angepissten Wänden und Schaufensterscheiben? Mir fehlt der Geruch meiner Kindheit, das Geräusch des Wildbachs, das Zirpen der Grillen in lauen Sommernächten, die Glühwürmchen. Stattdessen bin ich hier,

verloren in dieser Betonwüste.

Wie Marianne habe auch ich meine Heimat verloren. Aber meine Heimat war kein Land.

Meine Heimat war meine Kindheit - und die habe ich verloren.

Sind Sie frei? ...

Luna

Es ist eine dieser Nächte, in denen sich anscheinend alle abgesprochen haben, zuhause in den eigenen vier Wänden zu bleiben. Es ist kalt und unangenehm feucht, ein feiner Nieselregen legt sich wie dampfiger Nebel über die verlassenen Straßen. In solchen Nächten macht man sich besser selbst auf die Suche nach Fahrgästen. Wie ein Fischer wechselt man von einem Standort zum anderen, wartet, wechselt wieder. Fährt dort vorbei, wo man mit etwas Leben rechnet, fährt langsam Kneipen, Hotels, Bordelle ab.

Während ich mich dabei so in den Straßen umschaue, fällt mir auf, dass vor den Türen unzählige Restaurants wegen des gerade so beliebten mediterranen Flairs Olivenbäumchen in großen Töpfen im Freien stehen. Jetzt aber herrscht Winter und niemand scheint zu bemerken, dass diese Pflanzen die eisigen Temperaturen nicht vertragen und eingehen werden.

Nebenbei höre ich *Marinella* von Fabrizio De André und frage mich: Wie viele italienische Taxifahrer fahren wohl gerade eben in einer Nacht, in der man keinen Hund vor die Tür jagt, in Begleitung Fabrizio de Andrés durch den Norden Deutschlands? Die Antwort liegt klar auf der Hand: niemand außer dir, du bist schlicht und ergreifend der einzige Pechvogel.

Mir kommt die Entstehungsgeschichte von *Marinella* in den Sinn. De André hat einmal erzählt, das Lied sei aus einer Zeitungsmeldung über den Leichenfund einer Prostituierten in einem ausgetrockneten Flussbett entstanden. Das habe ich nie mehr vergessen.

Zu meiner Zeit auf der Kunstakademie wurde endlos darüber diskutiert, was denn Kunst sei. Der künstlerische Akt De Andrés ist aus meiner Sicht ein Paradebeispiel hierfür. Von der Pressemeldung eines Leichenfundes zum Lied über Marinella.

Existenzielle Poesie in ihrer reinsten Form.

Wobei ich nicht glaube, dass dieses Beispiel seinerzeit auf großen Beifall gestoßen wäre. Vermutlich hätten die anderen es als pathetischen Romantizismus abgetan.

De Andrés künstlerischer Prozess ist frei von dem in Deutschland so beliebten intellektuellen Diskurs, dem auch ich mich anfangs lebhaft verschrieben hatte, bis mir klar wurde, dass der oftmals rein kopflastige Intellektualismus eben das behinderte, was für mich das Wichtigste in der Kunst ist: die Suche nach der Einfachheit.

Gerade fahre ich den Straßenstrich entlang. Wer weiß, ab und an habe ich hier schon Fahrgäste aufgelesen.

Trotz der Kälte stehen viele in der Hoffnung auf Kunden herum. Wie machen die das? Die sind noch sturer als wir Taxifahrer. Ich kann keine einzige Hübsche entdecken, fast alle sind fett, überwiegend Ausländerinnen, blond, mit Perücke. Die eine oder andere hält mich auch an.

„Kannst du mir bitte einen Hamburger holen? Da vorne am Eck bei McDonald's?"

„Ich fahr ich dich hin, wenn du willst! Ist nur ein kurzes Stück."

„Nein, ich kann nicht weg von hier!"

Gütiger Himmel, sie wird von ihrem Zuhälter gezwungen, auf ihrem Posten zu bleiben. Von wegen stur!

„Was für einen Hamburger willst du…? Gib mir fünfzehn Euro für alles. Ich fahr und hol dir einen, okay?"

„Okay!"

An der Ecke einer Kreuzung entdecke ich einen kleinen, untersetzten Transvestiten mit einer auffälligen Perücke, der mit einem jungen Schwarzen spricht. Er strahlt eine solche Männlichkeit aus, dass ich an eine dieser französischen Komödien denken muss, in der sich eine Männerclique als Frauen

verkleidet. Wer steht nur auf solche Typen?

Kaum bin ich auf ihrer Höhe, winkt er mich mit der Hand heran und lässt mich anhalten. Er geht vom Gehweg herunter auf mich zu und ich sehe, dass er wirklich unbeschreiblich klein und muskulös ist.

„Ciao, wieviel willst du für eine Fahrt nach Garbsen?" fragt er.

„Wohin nach Garbsen, an den Stadtrand oder ans andere Ende?"

„An den Stadtrand."

„Zwanzig Euro", sage ich, „passt das? Das ist ein Freundschaftspreis."

Ich weiß, der Preis ist zu niedrig, aber ich habe keine andere Fahrt in Aussicht, da bleibt mir nichts anderes übrig.

„Einverstanden", meint er, „lass uns fahren. Heute ist ein Scheißtag, kein Mensch ist unterwegs!"

„Wem sagst du das!"

Die beiden steigen ein, er vorne und der junge Schwarze hinten. Erst reden wir eine Weile über Gott und die Welt, da fragt er mich plötzlich, woher ich denn ursprünglich komme.

„Ich bin Italiener." sage ich.

„Ciao, ich bin Luna." meint er daraufhin auf Italienisch, mit einem starken Akzent, den ich nicht einordnen kann und reicht mir die Hand, die kleine und schwielige Hand eines Maurers.

„Ciao, Luna, ich bin Angelo!"

Soll er sich ruhig Luna nennen, dann nenne ich mich eben Angelo.

„Ich komme aus Kroatien", sagt er, „früher habe ich in Triest gearbeitet. Wir können uns auch in Italienisch unterhalten, der da hinten spricht sowieso nur Englisch."

Er meint den jungen Schwarzen.

„Meine besten Freunde sind Italiener, ein sizilianisches Paar. Sie hat mit mir zusammen gearbeitet."

Er hält kurz inne, bevor er fortfährt: "Nein… nicht auf der Straße, versteh mich nicht falsch; dort, wo ich vorher gearbeitet habe. Italien ist schön, ja, dort hat man gut arbeiten können! Und als Transvestit verdienst du auch noch mehr als hier in Deutschland."

Während unserer Unterhaltung drehe ich mich zu ihm, um ihn genauer zu betrachten: Ein extrem maskuliner Typ mit einem Gesicht ohne den geringsten femininen Zug, soweit ich sehe. Abgesehen von der Schminke natürlich.

Momentan, erzählt er, ist er auf das Taxi angewiesen, weil er seinen Führerschein abgeben musste. Er hatte zu viel getrunken und die Polizei hat ihn bei einer Kontrolle erwischt.

„Sag mal", will er wissen, „ich habe gehört, dass es da einen Italiener gibt, der dir behilflich sein kann, wenn du deinen Führerschein wieder brauchst."

„Behilflich in welchem Sinn?" frage ich.

„Na, du weißt schon, ach komm…, um den Führerschein wieder zu bekommen, muss man doch diesen Test machen und er hilft dir dabei!"

Sieh an, kaum habe ich ihm gesagt, dass ich Italiener bin, holt mich der Ruf meiner Landsleute ein.

„Tut mir Leid", entgegne ich, „ich kenne wirklich niemanden, der auf diesem Gebiet aktiv wäre."

Inzwischen sind wir angekommen.

„Ich fick' jetzt den da hinten", erklärt er mir, „und dann werfe ich ihn raus."

Über den Rückspiegel sehe ich nach hinten zu seinem Begleiter. Besser so, dass der nichts verstanden hat.

„Hier, bitte, die zwanzig Euro. Hör mal, fahr doch ab und zu mit deinem Taxi bei mir vorbei. Normalerweise höre ich gegen vier, halb fünf auf und mache mich auf den Weg nach Hause, dann fahr ich bei dir mit."

„In Ordnung, wenn ich in der Nähe bin, lasse ich mich blicken."

Und die beiden steigen aus.

Ungefähr einen Monat später bin ich wieder einmal um dieselbe Zeit dort in der Gegend, muss an Luna denken und fahre bei ihm vorbei. Tatsächlich wartet er offensichtlich auf ein Taxi, denn er hält fortwährend nach links und rechts Ausschau. Er entdeckt mich, winkt mich heran, tritt ans Fenster und begrüßt mich mit einem langgezogenen *Ciaaaooo*, wie ein miauendes Kätzchen.

„Fährst du mich für fünfzehn Euro nach Garbsen?"

Da erst schaut er mir ins Gesicht und erkennt mich wieder.

„Ah! Wir kennen uns doch! Du bist der Italiener. Ciaaaooo, mein Hübscher. Wieviel willst du bis Garbsen?"

„Zwanzig Euro, wie beim letzten Mal."

„Das ist zu viel."

„Tut mir leid, das ist schon ein Freundschaftspreis."

„Komm schon, mein Hübscher, ich blas dir einen."

Ich nehme es mit Humor.

„Heutzutage wollen mir alle einen blasen, nur damit ich sie nach Hause bringe und wenn meine Schicht zu Ende ist, bin ich wegen dieser ganzen Blaserei völlig außer Puste."

Er gibt nicht auf: „Ach, komm schon! Du fickst mich und ich fick dich."

Dankend lehne ich ab: „Nein! Darauf hab ich keine Lust."

„Ach so! Du magst Frauen lieber! Stimmt's? Dann lass ich dich eben die Frau meines sizilianischen Freundes vögeln!"

Dieser Vorschlag ist dermaßen dreist, dass ich kurz um Fassung ringen muss.

„Vögel doch du die Frau eines Sizilianers." erwidere ich. Da bricht er in Gelächter aus.

„Glaubst du etwa, ich will einbetoniert enden? Obwohl, eigentlich ist der Maschsee, diese Hannover Pfütze, gar nicht so tief. Wahrscheinlich würde mein Kopf noch aus dem Wasser ragen,

das wäre ein schönes Bild, wie eine Lotusblüte. Die haben ihre Wurzeln schließlich auch im Schlamm verankert."

„Los, such' dir ein anderes Taxi, früher oder später findet sich schon jemand, der dich für weniger mitnimmt. Ich muss weiter, arbeiten."

Ich lege den Gang ein, da besinnt er sich.

„Also gut, ich fahr bei dir mit, da weiß ich wenigstens, wie ich dran bin, hier, die zwanzig Euro, fahren wir los."

Er steigt ein und wir machen uns auf den Weg zu ihm nach Hause. Schnell merke ich, dass er niedergeschlagen ist.

„Du bist heute wohl nicht gut drauf, oder?"

„Ja, stimmt!" Es folgt längeres Schweigen.

„Du glaubst nicht, was für absonderliche Wünsche manche Kunden haben. Die sind echt pervers. Manchmal habe ich richtiggehend Angst. Manche Menschen ertrage ich einfach nicht mehr. Die behandeln dich wie ein Stück Scheiße. Und dann deren Einstellung, sie verlangen nichts Geringeres als Qualität made in Germany. Der Teufel soll sie holen! Ich habe das alles so satt, ich pack' das nicht mehr!"

Und wieder einmal im Dunkel der Nacht, wenn du am wenigsten damit rechnest, breitet ein Mensch sein Leben vor dir aus.

„Erspar mir bitte die Details, aber ich kann mir schon denken, dass du es auch mit Sadisten zu tun bekommst."

„Genau!"

„Aber hast du mir nicht erzählt, dass du früher etwas anderes gemacht hast? Kannst du keine andere Arbeit finden?"

Er wirft mir einen Blick zu.

„Ich weiß nicht, mal sehen, hier verdiene ich einfach besser und außerdem will ich früher oder später sowieso weg. Hör mal, Angelo, kannst du bitte das Radio einschalten? Wenn ich schlecht drauf bin, brauche ich etwas Musik."

Ich schalte das Radio ein, gerade läuft ein Weihnachtslied.

„Lass den Sender, das gefällt mir. Bald ist Weihnachten, was hast du vor?"

„Pah! Als Taxifahrer arbeite ich, wenn der Rest der Welt feiert, das ist unser Schicksal. Und du?"

„Zuerst feiere ich mit ein paar Freunden. Dann gehe ich in die Kirche."

„In welche?"

„Wir Kroaten sind katholisch wie ihr Italiener, ich gehe in die Christmette. Auch wenn ich das eigentlich mehr aus Tradition mache. Und du, bist du auch Katholik?"

„Ich bin katholisch erzogen worden, antworte ich, aber ich glaube fest an die persönliche innere Fortentwicklung eines jeden von uns, ich sehe mich als suchender Freidenker."

„Sehr gut, suchender Freidenker, diese Definition gefällt mir, Herr Taxifahrer. Schau, vielleicht glaubst du mir nicht", fährt er fort, „aber ich möchte anständig und rechtschaffen leben."

„Und ob ich dir glaube, das deckt sich mit meiner Lebensphilosophie."

„Aber", nimmt er den Faden wieder auf, „rechtschaffenes Benehmen ist nicht unbedingt eine Frage des Respekts vor dem Willen eines Gottes, sondern vielmehr eine wissenschaftliche Frage, es setzt ein Verständnis vom Gleichgewicht der Kräfte und Energien voraus, die jeder Einzelne erzeugt."

Meine Neugier erwacht und ich möchte mehr wissen.

„Was verstehst du unter dem Gleichgewicht der Kräfte?"

„Ich gebe dir ein Beispiel. Eine Million Menschen stehen jeden Tag mit dem einzigen Ziel vor Augen auf, den Nächsten aufs Kreuz zu legen. Und deswegen findest du inmitten der Gesellschaft eine gewisse Menge an Energie, die in eine bestimmte Richtung driftet.

Jetzt stell dir eine weitere Million Menschen vor, die ebenfalls morgens aufstehen, allerdings ohne diesen Vorsatz. So

entsteht in der Gesellschaft eine zweite Form von Dynamik.

Und zu guter Letzt denk dir eine Million Menschen, die morgens aufstehen und ihrem Nächsten helfen wollen. Und siehe da, schon haben wir in der Gesellschaft eine ganz andere Energie, die wir als eindeutig positiv definieren können."

Bei näherem Nachdenken muss ich zugeben, dass er Recht hat. Jeder menschlichen Handlung wohnt eine ihr eigene Energie inne und aus der Summe aller Handlungen kann eine Energie von ungeheurem Ausmaß erwachsen, die die gesamte Gesellschaft in eine bestimmte Richtung drängt. In Anbetracht der Tatsache, dass wir alle zusammen die Gesellschaft bilden, entsteht deshalb die entscheidende treibende Kraft aus dem entsprechenden Verhalten der Mehrheit.

Luna, ich muss zugeben, mit deinen Schlussfolgerungen hast du mich verblüfft. Und im Stillen denke ich, diese Theorie könnte fast von mir stammen.

„Und zu welcher Kategorie gehörst du?" will er von mir wissen.

„Ich habe mich immer nach Kräften bemüht, nicht zu der ersten Kategorie zu zählen. Ich bewege mich irgendwo zwischen der zweiten und dritten."

In dem Moment, als ich dies sage, schießt mir ein Gedanke durch den Kopf, genau, du Volltrottel! Messerscharfe, analytische Urteile sind genau dein Ding? Bitte, da hast du den Grund dafür, warum du beim Taxifahren gelandet bist!

Unterdessen sind wir am Ziel angelangt, auch wenn ich gerne noch mehr Zeit gehabt hätte, und er verabschiedet sich.

„Ciao, weißt du was? Es war gut, mit dir reden zu können, du hast mir sehr geholfen. Übrigens, ich heiße Divan."

„Und ich Gino."

„Ciao, Gino, komm doch ab und zu wieder mal vorbei!"

Er verabschiedet sich mit einem Kuss auf die Wange und steigt aus.

„Ciao, Divan!“

Ich schaue ihm nach, als er zwischen den Hecken unterhalb seiner Wohnung verschwindet. Dann wende ich und fahre zurück in die Stadt, denn eigentlich sollten noch ein paar Fahrten möglich sein.

Ich habe Divan nie mehr wiedergesehen. Dort, wo er normalerweise anschaffen gegangen ist, steht jetzt ein anderer. Auf meine Frage, wo denn der andere geblieben sei, dessen Platz er übernommen habe, meinte er, er stehe seit einem Jahr dort und vor ihm sei kein anderer dort gewesen. Verrückt! Dann jedoch habe ich überlegt, dass er mich vielleicht für einen Kunden hielt und mir schlicht die Wahrheit nicht sagen wollte. Das ist typisch für dieses Gewerbe. Ach, was soll’s!

Der Herbst hat inzwischen den Sommer abgelöst. In der Zeitung bin ich auf eine Kurzmeldung über den Fund von Leichenteilen im Maschsee gestoßen und - paranoid, wie ich nun einmal bin - habe ich das Verschwinden von Divan sofort mit dieser Entdeckung in Verbindung gebracht.

Heute ist Sonntag, frühmorgens halb sieben, und ich bin auf dem Weg nach Hause. Die Nacht war fürchterlich, ich hatte einen Haufen von Idioten als Fahrgäste. Eigentlich reicht schon einer, um dir den Tag oder besser die Nacht zu verderben - mir zumindest - aber wenn man gleich mehrere erwischst, ist das katastrophal.

Dann ergeht es einem wie Divan alias Luna. Für manche Menschen sind Taxifahrer der letzte Dreck und das lassen sie diese auch spüren. Wenn mir so etwas passiert, ergreift mich eine tiefe Schwermut. Während ich gerade versuche, mich selbst wieder aufzurichten, fahre ich an einem Restaurant vorbei und stelle fest, dass die Olivenbäumchen, die während des Winters draußen standen, in der Zwischenzeit eingegangen sind. Im Sommer waren sie mir noch in der Hoffnung, sie würden sich erholen,

aufgefallen.

Und mit einem Mal, im Anblick dieser vertrockneten Pflanzen, fühle ich mich wie ein Olivenbaum, dazu verdammt in einer Umgebung zu überleben, die dich erstickt, in einer Welt, die nicht die deine ist. Dieses Gefühl nehme ich mit nach Hause.

Auf dem Küchentisch erwarten mich eine Lasagne sowie eine lasche Cabernet Sauvignon aus dem Trentino, einem Wein aus meiner Heimat, den meine Frau am Abend zuvor geöffnet hat.

Gott sei Dank gibt es noch wenigstens noch einen Rest von Kultur in unserer Welt, zum Glück gibt es meine Frau.

Ich leere die Flasche, um die Gefühle abzumildern, die ich mit nach Hause gebracht habe. Vor dem Zubettgehen lese ich, wobei ich noch eine Kleinigkeit esse, die Zeitung auf dem Tisch. Nach längerer Zeit wird wieder einmal etwas über den Fund der menschlichen Überreste in dem kleinen See berichtet. Endlich hat man die Person identifizieren können. Es handelt sich um eine Prostituierte.

Zuerst atme ich vor Erleichterung auf, es war nicht Divan. Dann übermannt mich eine abgrundtiefe Traurigkeit. Sieh an, schon wieder eine Marinella!

Und in genau diesem Moment höre ich die Stimme Fabrizio De Andrés *…e come tutte le più belle cose vivesti solo un giorno come le rose…*

Und wie alle schönen Dinge dieser Welt, bist du wie eine Rose nach nur einem Tag verwelkt.